Von Taubstummen und Designerbrillen

Was es bedeutet, mit Hör- und Sehverlust zu leben

Martin Herzberg

Schwerhörigkeit soll möglichst unerkannt bleiben, während Brillen als Schmuck gelten.

Früher oder später ereilt es die meisten von uns: Irgendeine körperliche Fähigkeit lässt nach. Der Verlust der Hör- oder Sehkraft ist besonders weit verbreitet. Bei bestimmten Wehwehchen sind wir nachsichtig; wir nehmen sie mit Gelassenheit hin. Andere bringen unseren Alltag und die zwischenmenschlichen Beziehungen gehörig durcheinander. Aber weshalb ist das so? Wieso werten wir unsere Sehbehinderung auf, indem wir uns durch modische Designerbrillen einen „intellektuellen Touch" verleihen, während wir andererseits ein Vermögen dafür ausgeben, dass unser Hörgerät so unsichtbar wie möglich bleibt? Und was gilt es grundsätzlich zu beachten und zu tun, wenn wir es mit Menschen zu tun haben, die an Seh- oder Hörverlust leiden?

Ein paar Fakten zum Einstieg, lose und ungeordnet, subjektiv und objektiv: Blindheit trennt uns von der Welt und den Gegenständen, Gehörlosigkeit trennt uns von den Menschen und unseren Beziehungen. Tatsache. Ab dem 40. Geburtstag lässt bei einem Grossteil der Menschen natürlicherweise die Sehkraft nach. Tatsache. Das Gehör ist der einzige Sinn, den wir nicht aktiv ausschalten können. Tatsache. Menschen, die aufgrund einer Hörbehinderung ihre Stimme nicht unter Kontrolle haben, gelten als dumm oder gar geistig behindert. Leider auch immer noch alltägliche Tatsache.

Gut zu wissen. Aber welche Gründe sorgen dafür, dass diese Beeinträchtigungen überhaupt entstehen und das Leben irgendwie schwerer machen? Ein triftiger Grund ist sicher das Alter. Ab dem 19. Lebensjahr ist das Wachstum abgeschlossen, ab dann baut der menschliche Körper ab. Mal hier, mal da. Ein weiterer Grund sind Krankheiten, die direkt oder als Nebenwirkung unseren Verfall beeinflussen. Unfälle am Arbeitsplatz oder bei Freizeitbeschäf-

© 2019 Hogrefe

tigungen fordern genauso ihren Tribut. Und nicht zu vergessen die ganz normale menschliche Sorglosigkeit. Diese ist ganz besonders fatal, zeigen sich ihre Konsequenzen oft erst Jahre später. Gelungene Beispiele sind etwa zu laute Musik, fehlender Lärmschutz beim Hantieren mit grossen Maschinen, mangelhafter Augenschutz beim Schneewandern oder Schweissen sowie die vielen kleinen Tätigkeiten im Haushalt, die ganz nebenbei erledigt werden, und deshalb vermeintlich auch keine Schutzausrüstung brauchen.

Auswirkungen von Beeinträchtigungen auf Betroffene

Jede Beeinträchtigung verändert den Alltag in irgendeiner Form. Dass die Sehkraft nachlässt, bemerken Betroffene zuallererst beim Lesen, sei es auf Papier oder am Bildschirm. Die Schrift verschwimmt, es fehlt vermeintlich an genügend Licht, es schleicht sich das Gefühl ein, die Arme würden zu kurz, um die Zeitung im richtigen Abstand zu den Augen zu halten.

Wenn das Hörvermögen nachlässt, lässt sich dies am ehesten in der zwischenmenschlichen Kommunikation feststellen: Betroffene reagieren nicht auf Ansprache, alles muss ihnen zweimal gesagt werden, Verständigung und gegenseitiges Verständnis nehmen ab.

So oder so: Mit einer Beeinträchtigung zu leben, kostet mehr Energie. Und damit leidet die Lebensqualität, unter Umständen in beträchtlichem Masse. Dabei ist die Lebensqualität nur die eine Seite der Medaille. Viel wichtiger ist die Leistungsfähigkeit, die durch Seh- oder Hörverlust leidet. Sehen ist ein passiver Prozess. Wenn wir die Augen öffnen, sehen wir. Bei nachlassender Sehfähigkeit ist es ein Leichtes, mittels einer Brille die ursprüngliche Sehleistung wiederherzustellen. Schlechter Sehen hat also kaum Einfluss auf die Produktivität.

Demgegenüber steht das Gehör: Hören ist zwar ebenfalls ein passiver Prozess. Sobald jedoch das Gehör nachlässt, wird aus diesem passiven ein aktiver Prozess. Aus Hören wird ein konzentriertes Hin- und Zuhören. Eine Teilnahme an Gesprächen wird rasch schwierig. Meetings, Telefongespräche und Small Talk werden jedes einzelne Mal zu Herausforderungen. Eine Überforderung zeichnet sich ab, bis hin zur Resignation und Gesprächsverweigerung. Hinzu kommt der Verlust des Selbstwerts. Wer gibt schon gerne zu, dass er einen Teil der wichtigen Sitzungstraktanden nicht mitbekommen hat? So wird aus kommunikativer Überforderung eine allgemeine fachliche Überforderung. Und von da ist es nicht mehr weit zur psychischen Überforderung und dem Burn-out.

Übrigens: Auch ein Tinnitus, ausgelöst durch einen Hörsturz oder aus psychischen Hintergründen, führt zu denselben Überforderungen und Defiziten. Tinnitus-Geplagte berichten oft über eine „Hyperakusis“. Diese Nebenerscheinung verunmöglicht es dem Gehirn, momentan unwichtige Geräusche auszublenden. Das bedeutet beispielsweise, dass die Kaffeemaschine vorne an der Restaurantheke genauso präsent (und genauso laut) ist wie die Stimme des Gesprächspartners am Tisch.

Die Akzeptanz von Kontaktlinsen oder einer Brille ist offensichtlich grösser als jene von Hörgeräten. Wir unternehmen schneller etwas, wenn die Augen nachlassen, als wenn unser Gehör schwächelt. Liegt es daran, dass Sehbehinderungen weiter verbreitet sind als Beeinträchtigungen des Gehörs? Es scheint so zu sein: In der Schweiz sind 600 000 Menschen mit einer Hörbehinderung, schwerhörig oder gehörlos, erfasst. Die Dunkelziffer dürfte vermutlich um einiges höher liegen. Eine weitere Million Menschen wird von einem Tinnitus geplagt, wie neueste Studien belegen. Dagegen stehen Datenerhebungen, die zum Schluss kommen, dass drei von vier Personen hierzulande mit einer – temporären oder permanenten – Sehhilfe ausgerüstet sind. Dies entspricht immerhin einer Zahl von 6 Millionen Menschen.

Die Geschichte untermauert die Sichtweise, dass der Mensch das Sehen immer ernster genommen hat als das Hören: Historische Funde belegen, dass Sehhilfen in Form von geschliffenen Kristallen oder Gläsern bereits über 1200 Jahre lang in Gebrauch sind. Das Hörrohr hingegen ist eine Erfindung des 17. Jahrhunderts. Das erste halbwegs brauchbare Hörgerät kam um 1920 auf den Markt.

Auswirkungen von Beeinträchtigungen auf Beteiligte

An den Anblick von Menschen mit Brille haben wir uns im Alltag gewöhnt. In so ziemlich jedem Team von Mitarbeitenden ist ein Mensch dabei, der eine Brille trägt. Das gleiche gilt für die Schule. Wurden früher Kinder mit Brille noch als „Brillenschlange“ verlacht, ist es heute normal, eine Sehhilfe zu tragen. Eine leichte Sehbehinderung ist kein Hindernis mehr, am Alltag teilzunehmen.

Anders gestaltet sich der alltägliche Umgang mit Menschen mit einer Hörbeeinträchtigung. Dies zeigt sich alleine in unserem Sprachgebrauch. Nach wie vor lässt sich der Ausdruck „taubstumm“ nicht aus der Umgangssprache heraushalten. Dabei ist er so entwertend wie falsch: Die allerwenigsten Menschen mit einer partiellen oder vollständigen Taubheit sind auch stumm, also unfähig, Laute von sich zu geben. Es ist lediglich so, dass eine Taubheit verhindert, die eigene Ausdrucksweise selbst zu hören. Menschen mit einer schweren Hörbehinderung haben keine Kontrolle über ihre Stimme, daher kommt es, dass ihre Sprechweise irgendwie ungewöhnlich tönt. Wohl deswegen gelten Menschen mit Hörbehinderung ganz schnell als geistig minderbemittelt. Alle von uns haben schon die Situation erlebt, wie man sich über die Ausdrucksweise von Hörbehinderten lustig macht. Merk-würdig: Das Wort „doof“ beschreibt in der deutschen Umgangssprache einen Menschen, der geistig nicht ganz auf der Höhe ist. Es ist bei den meisten von uns Teil unseres täglichen Wortschatzes. Wussten Sie, dass „doof“ zur niederländischen Sprache gehört und „taub“ bedeutet? Dies zeigt sehr deutlich,

© 2019 Hogrefe

mit welcher Haltung wir dieser komisch tönenden Menschengruppe der Hörbehinderten gegenüberstehen.

Dabei liegt derzeit ein Ausdruck sowohl im schulischen Kontext wie auch in der Arbeitswelt im Trend: die Inklusion. Er beschreibt die Einbeziehung von Menschen in eine Gesellschaft, unabhängig von ihren Befindlichkeiten und Voraussetzungen. Nahezu alle gesellschaftlichen Subsysteme – Bildung, Arbeit, Sport etc. – schreiben sich heutzutage Inklusion ganz gross auf die Fahne. Allzu oft findet sich aber gut versteckt der Nebensatz „not in my backyard". Oder wie sonst ist es zu verstehen, dass eine Schweizerische Hochschule die Teilnahme an ihren Bildungsveranstaltungen zwar für Menschen mit Beeinträchtigungen offenhält, aber nur, wenn die Dozierenden ohne jeglichen Zusatzaufwand ihrer gewohnten Tätigkeit nachgehen können. Ein Mikrofon auf dem Lehrerpult (für die Vernetzung mit einem Hörgerät) oder der Wunsch nach einer kontrastreicheren Präsentation sind bereits zu viel verlangt. Dabei handelt sich es sich wohlgemerkt um konkrete Fälle aus dem Jahr 2018.

Was wird nun konkret von vordergründig „gesunden" Menschen verlangt, die mit seh- oder hörbeeinträchtigten Personen in einer alltäglichen oder beruflichen Beziehung stehen? Um es vorwegzunehmen: Der Aufwand ist gering. Wenn wir mit sehbeeinträchtigten Menschen zusammenarbeiten, reicht es meist, allfällige Notizen oder Bilder etwas grösser zu gestalten, als wir es für uns selbst machen würden. Linsen- und Brillenträgerinnen und -träger sind meist auch selbstsicher genug, um darauf aufmerksam zu machen, wenn sie etwas nicht sehen oder lesen können.

Bei Menschen mit einer Hörbeeinträchtigung ist der Aufwand ebenfalls überschaubar. Es bedarf einer leicht verbesserten Zuwendung zu ihnen, im buchstäblichen Sinne. Hörbeeinträchtigte Personen nutzen unser Mundbild beim Sprechen und unsere Mimik, um der Sprache besser folgen zu können. Es ist also notwendig, dass wir ihnen unser Gesicht beim Sprechen zuwenden. Wenn eine Gruppe, in der ein Gruppenmitglied hörbeeinträchtigt ist, in einem Gespräch ist, gilt die Regel: Eine Person spricht, die anderen schweigen. Zwischenbemerkungen oder Unterbrechungen sind zu unterlassen. Diese Gesprächsdisziplin wäre auch in den meisten Meetings und Gesprächsrunden von gut hörenden Menschen wünschenswert. Sie könnte den Gesprächsverlauf oft sehr positiv beeinflussen.

Handreichungen und Gedankensplitter aus der Sicht des Autors

Im Bekanntenkreis des Autors findet sich ein Mann, der Schweizerdeutsch, Deutsch, Englisch und Schwedisch beherrscht. Der Mann ist gehörlos. Das bedeutet, dass er in allen vier Sprachen sprechen, lesen, schreiben und Lippen lesen kann. Daneben ist er in jeder Sprache der entsprechenden Gebärdensprache mächtig. Beruflich ist er als Lehrer für Gebärdensprachkurse tätig. Im Angesicht der Fähigkeiten dieses gehörlosen Mannes von einem „behinderten Menschen" zu sprechen, erscheint geradezu vermessen.

Es ist die Grundhaltung von uns „Normalen" oder „Nichtbehinderten", die für die grossen Hindernisse zwischen Menschen verantwortlich ist. Die Umwelt, wie wir sie für uns geschaffen haben, ist nicht immer wirklich barrierefrei. Oft fehlt uns das Bewusstsein oder die Aufmerksamkeit dafür. Und gerade dann, wenn wir einen Mangel in der Barrierefreiheit feststellen, sind wir gerne bereit, nonchalant darüber hinwegzusehen. So schlimm kann das ja nicht sein. Oder hatte es für unsere Staatsbahnen irgendwelche Konsequenzen, dass die neu angeschafften Schnellzüge eben nicht bis ins Detail barrierefrei ausgefallen sind?

Solange wir überlegen müssen, ob „invalid" ein besseres Wort ist als „behindert"; solange wir Integration und Inklusion per Gesetz durchdrücken müssen; solange wir Angst davor haben, zu viel Aufwand betreiben zu müssen, um mit Menschen mit Beeinträchtigung zusammen leben oder arbeiten zu können, haben wir in unserem Mindset noch richtig viel Luft nach oben.

Es ist an uns „Normalen" und es ist in unserer Verantwortung, die Welt so zu gestalten, dass sie allen Menschen mit ihren Bedürfnissen gleich gut zur Verfügung steht. Jede Anstrengung in diese Richtung ist ein richtiger und wichtiger Schritt. Wer jemals beispielsweise wegen eines Unfalls an Krücken gehen musste oder sonst jemals kurzzeitig auf eine angeborene Fähigkeit verzichten musste, sollte in der Lage sein, nachher die Welt mit anderen Augen zu sehen. Nämlich aus dem Blickwinkel eines Menschen mit einer Beeinträchtigung. Und dabei feststellen: Die Welt ist beileibe noch nicht so, wie sie sein sollte: Für alle Mitmenschen gleich gut zugänglich und dienlich.

Martin Herzberg ist dipl. Erwachsenenbildner HF und dipl. Teamcoach IC®.

herzberg@spielbar.ch

© 2019 Hogrefe